Nr. 23 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

Die Säge von Mariels.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung)

Die beiden jungen Männer gaben einander die Hand. Angelina sah aber, daß keine Wärme in ihrem Gruße war. Sie hatte ein unbewußtes Verlangen gehabt, sie zusammenzubringen. Dabei war sie ängstlich gewesen, wie die Begrüßung ausfallen würde, und nun schmerzte es sie doch, daß sie so kalt war. Joseph faßte Moses' Hand lose, nur mit ein paar Fingern. „Wie geht es Dir?" fragte er und sah dann zerstreut auf die Seite; die Antwort interessierte ihn nicht.

„Gut, und Dir?" gab Moses ebenso trocken zurück.

Sie führten dann ein paar Minuten lang ein lahmes Gespräch, das Joseph bald mit der Bemerkung abbrach, er habe noch zu tun. Mit kurzem Gruße und ohne ihm die Hand zum zweitenmal zu reichen, verließ er Moses und trat ins Haus. Dieser nickte Angelina ernsthaft und mit einem Gesichte, das nicht verriet, was in ihm vorging, zu und stieg gegen das Dorf.

Angelina überdachte den Vorfall. Sie zürnte dem Bruder. Dann wieder empfand sie mehr Kummer als Zorn. Warum konnten und konnten sie nicht anders gegen Moses sein?

Am Abend in der Stube kam Joseph ganz unversehens auf die Begegnung zu sprechen.

„Dauert die Freundschaft immer noch?" fragte er halb zur Mutter, halb zur Schwester gewendet.

„Moses und seine Mutter haben uns nichts zuleid getan," antwortete Maria Lombardi verständig.

„Deswegen sind sie doch, wer sie sind," bemerkte Joseph ungehalten. „Niemand hat mit ihnen zu tun. So brauchen wir auch keine Ausnahme zu machen."

„Es ist aber eine Schande, wie man hier in Mariels Moses behandelt und von klein auf behandelt hat," sagte Angelina mit einer leisen Heftigkeit. Ihre Wangen röteten sich plötzlich und tief. Ihre Erregung war um so merkwürdiger, als ihr Wesen selten seine Sanftmut und Ruhe verlor.

Joseph betrachtete sie scharf und überlegen. Dann wendete er sich ganz gegen die Mutter. Ueberhaupt paßt die Kameradschaft zwischen Angelina und Moses nicht mehr. Angelina hat die Kinderschuhe ausgezogen."

Die gerechte Maria Lombardi hatte sich über die Selbständigkeit gefreut, die der Sohn zeigte. Sie empfand auch jetzt, daß etwas Wahres in seinen Worten lag. „Da hat er schon recht," meinte sie zu Angelina. „Es schickt sich nicht mehr, daß Du so viel mit Moses zusammensteckst." Und mildernd setzte sie hinzu: „Daß Du hier und da zur Aschwandin gehst, dagegen habe ich nichts."

Angelina schwieg. Ihre Erregung hatte sich gelegt. Ein Erstaunen, das sie überkam, war jetzt stärker als ihr Zorn. Die Mutter und Joseph hatten etwas Seltsames gesagt! Die Gedanken überfielen sie so zahlreich, daß sie ganz in dieselben versponnen, die Stube verließ. Als sie so still hinausging, hatten auch die andern nichts mehr zu sagen, hielten die Sache für abgetan und gingen an ihre Beschäftigung. Angelina stieg in ihr Zimmer hinauf. Eine knarrende Holztreppe war ihr Weg. Das Zimmer hatte ein kleines, offen stehendes Fenster, das auf die Straße ging und von dem aus man einen Teil des Aschwandenhauses erspähen konnte. Ein sauberer Vorhang war von der Zugluft über die Fensterbrüstung hinausgeweht worden und flatterte im Winde wie eine Fahne. Angelina trat mit ihren Gedanken an dieses Fenster, sah mit den Augen scheinbar ins Freie, in Wirklichkeit aber tat sie einen tiefen Blick in ihre eigne Seele hinab und stieg dabei unmerklich aus jenem dämmerigen Traumland, das man die Kindheit nennt, mit allmählichen und unsicheren Schritten in die Sonne, wo das Leben drängt und blüht und reift.

„Es schickt sich nicht mehr," hatte Joseph gesagt!

Sie sah Moses, den Kameraden, vor sich, und er war auf einmal anders als er je gewesen war. Richtig, sie waren beide groß geworden! Und — in ihre Wangen kam abermals Blut, aber langsam und scheu — sie begann sich in diesem Augenblick alles dessen zu erinnern, was sie von den Leuten von Liebe gehört hatte. Sie dachte nicht, daß sie Moses liebte. Es fiel ihr nur ein, daß sie in die Zeit der Liebe gekommen war, und daß er das sein könnte, was Joseph meinte. Ihr Herz klopfte. Sie spürte es plötzlich. Dabei wußte sie nicht, ob sie glücklich war oder Leid empfand. Nur das Mitleid mit Moses Aschwanden war stärker als je in ihr und die Qual darum, daß sie ihm das Leben schwer machten.

An diesem Abend brachte Jost Muheim eine Geschichte aus Mariels heim. In einem Wirtshause, wo die Steinhauer des Galanti verkehrten und wo zur Seltenheit, von einem Kameraden gerufen, Moses Aschwanden eingetreten, war zwischen diesem und einem Ortseingesessenen, der ihn gefoppt hatte, Streit entstanden. Der Alte war so eifrig in seiner Schilderung, daß sich ihm die Worte überschlugen, seine ganze Gehässigkeit gegen Moses, daneben aber zum ersten Male auch etwas wie abergläubische Furcht klangen aus dem, was er sagte. „Der Aschwanden, der Lump, war wie von Sinnen, wie ein wildes Tier, haben sie erzählt. Er würde den andern erschlagen haben, wenn sie ihn nicht gehalten hätten."

Maria Lombardi und ihre Kinder hörten dem Knechte zu. Joseph sagte mit harter, entschlossener Stimme: „Man muß dem gefährlichen Menschen auf die Finger sehen und ihn ausweisen, bevor etwas geschieht. Er soll nicht Unheil stiften wie der Alte."

Angelina vermochte anfänglich nicht zu sprechen, sondern zitterte nur am ganzen Körper. Dann rangen sich die Worte von ihr: „Ihr treibt ihn ja dazu. Ihr seid schuld, wenn er schlecht wird, gar niemand sonst."

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Sie verlor sich ganz und eilte plötzlich in einem Sturm von Erregung aus dem Zimmer.

„Seht Ihr, daß es Zeit ist, ihr das Aschwandenhaus zu verbieten," sagte der verstandeskühle Joseph gelassen zur Mutter.

Jost Muheim lächelte hämisch.

Angelina lief über die Matten, den Berg hinan, wußte nicht wohin, noch wozu. Sie konnte ihrer qualvollen Empfindungen nicht Herr werden. Wohl kam sie nach einer Weile ruhiger zurück, ging dann an ihr Tagewerk und neben den andern hin, die sie mit erstaunten Blicken maßen, sich aber der Bemerkungen über ihr Gebaren enthielten, sie vermochte jedoch nicht, ihre innere Unruhe zu überkommen. Fast planlos irrte sie an diesem Tage im Hause umher. Einmal, in ihrer kleinen Schlafstube, griff sie an ihre Stirn, wo sie einen dumpfen Druck empfand. Sie seufzte. Was war das alles? Sie war immer glücklich gewesen im Gefühl, wie gut es die Menschen mit ihr und sie es mit den Menschen meinte. Sie hatte noch nie ein unruhiges Gewissen gehabt. Und jetzt? Zum erstenmal war es Angelina, als ob die Menschen nicht nur Moses Aschwanden schlecht machten, als ob sie auch in ihr gewaltsam etwas veränderten, zum Bösen veränderten.

Der Tag, der seinem Aeußern nach ohne Wolken gewesen war, verging dann in einen kühlen Abend. Eine tiefe Ruhe sank auf Ma-

riels. Kein Wind kam über die Berge. Dunkel und dunkler lagen diese da. Die Wälder standen schwarz und totenstill und die Hügel waren wie schlafende Riesen; man meinte den ebenmäßigen Atem der mächtigen Leiber zu sehen. Ueber diese Landschaft nun kam der schweigende Mond. Er glitt sanft hinter sechs hohen, königlichen Tannen herauf, so gemach, als dürfte er das schlafende Land nicht wecken, und zog seinen leuchtenden Schleier über dieses, daß seine Schönheit wuchs und wuchs, bis sie fast übernatürlich war.

Das Rad der Säge stand still. Der Bach rauschte wohl, doch verbarg sich der Laut in den Felsen.

Angelina hatte in der Dämmerung mit Mutter und Bruder am Hause gesessen, doch war vom Mittag her noch etwas zwischen ihnen gewesen und sie hatten wenig miteinander gesprochen. Nun war der Bruder ins Dorf hinaufgeschlendert, die Mutter ins Haus getreten. Angelina blieb. Sie sah die Nacht kommen und den großen Mond und die scheuen, kleinen, seltenen Sterne. Und plötzlich mußte sie die Bank verlassen und nach dem Aschwandenhause hinübergehen, sie konnte nicht anders.

Dort war es wie es bei ihnen daheim gewesen war. Julia und ihr Sohn saßen vor dem Hause und genossen der Kühle. Julia aber erhob sich, eben als Angelina sie auf ihrem Sitz, einem zerschellten Straßenrandstein, erblickte, und trat in das Haus. So fand Angelina Moses allein. Er hielt beide Ellbogen auf die Knie gestützt. Der Rücken war gekrümmt und der Kopf geneigt. Der Mond beschien jetzt den Platz und milderte das brandhafte Rot auf Moses Kopf. Er sah ein wenig auf, als er Angelina herankommen hörte, allein er sank gleich wieder in seine frühere Stellung zurück, als ob sie ihn nicht aus dem zu reißen vermöchte, worüber er augenscheinlich nachsinnte.

Angelina grüßte.

Er nickte zur Antwort und sagte nach einer kleinen Pause: „Guten Abend," ohne daß er noch einmal aufgesehen hätte.

„Ist es wahr, daß schon wieder Streit gewesen ist?" fragte Angelina.

Er bejahte kurz.

Sie sah auf ihn hinab. Tausend Empfindungen wühlten in ihr. Auf einmal meinte sie zu bemerken, daß Moses weine. Sie erschrak und konnte es kaum glauben. Die Männer von Mariels taten so etwas nicht, am wenigsten Moses! Aber sie beugte sich über ihn und sah im Mondlicht einen klaren Tropfen fallen. So war es doch!

„Moses," sagte sie. Sie war ganz erschüttert.

Er riß sein Sacktuch heraus und fuhr sich damit in die Augen. „Geh doch," sagte er zornig zu ihr. Er ergrimmte, weil sie seine Schwäche sah.

Sie wich furchtsam einen Schritt zurück. Das aber tat ihm wiederum leid und er entschuldigte sich: „Ich kann nichts dafür. Es ist mir wahrhaftig schlecht genug zumute."

„Willst Du nicht lieber fort?" fragte sie.

Sie hatten diese Möglichkeit schon früher gemeinsam erwogen und sie ebenso bestimmt verneint. So klang die Frage schon recht zaghaft.

Moses schüttelte den Kopf. „Wohin? Die Mutter hängt am Dorf und am Haus und solang' sie lebt und —"

Er stockte und sah auf. Eine seltsame Stille fiel zwischen sie. Es hatte keines von ihnen vorher daran gedacht. Nun aber schoß beiden der gleiche Gedanke durch den Kopf: „Da bist auch Du — Angelina!"

Es war eigentümlich, wie sie beide gleichzeitig um den gemeinsamen Gedanken wußten. Sie erröteten und wagten nicht weiterzusprechen. Moses riß sich dann mit Gewalt aus der Befangenheit, die ihn ergriff. Er wiederholte, was er früher schon gesagt hatte: „Das ist das Furchtbare, daß sie recht haben!"

Abermals sank er in sich zusammen und stierte zu Boden. „Ich weiß es," stöhnte er. „Es wird kommen! Wenn sie mich nicht von Jugend auf daran erinnert hätten, wäre es vielleicht gegangen! Ich hätte es zu etwas gebracht, sicher! Aber sie haben mir immer den Vater vorgehalten! Bis ich gemerkt habe, daß ich das Erbteil von ihm habe: die blinde Wut, die Rachsucht, die Gier, dem etwas anzutun, der mir zuleid lebt. Ich habe mich dagegen gewehrt. Bei Gott! Bis ich wie krank gewesen bin. Aber es ist nur stärker geworden, ist gewachsen wie ein Geschwür. Jetzt — jetzt fühle ich, wie das Unglück näher und näher kommt."

Es war fürchterlich, ihn zu hören, wie er in sich zusammengeduckt saß und vor sich hinmurmelte. Seine Finger spreizten und schlossen sich abwechselnd unter seinen Worten. Es ging, wie schon früher einmal, ein Krampf durch seinen ganzen Körper. Man sah ihm an, wie er sich gegen etwas Uebermächtiges lange, lange gewehrt hatte und noch immer wehrte.

Angelina fühlte, wie die Schuld nicht an ihm war. Die Menschen verstanden ihn nicht. Sie stießen ihn ins Unglück wie in einen Abgrund, näher, näher, Stoß um Stoß. Sie meinte mit erhobenen Händen sich dazwischen werfen zu müssen: „Laßt ihn, Elende!"

„Ich weiß, daß Du nicht dafür kannst," sagte sie, mußte es sagen.

Ihre Stimme war nicht fest. Er merkte, wie tief ihr seine Bedrängnis ging. Da stand er plötzlich auf und ging mit zögernden Schritten von ihr hinweg in die gemähte Matte hinab, die am Hause lag.

„Wo willst Du hin?" fragte Angelina. Sie hatte Angst um ihn, ging ihm nach, aus einiger Entfernung ihn beobachtend.

Er mußte indessen ruhiger geworden sein. Im Schatten einiger buschhafter Eschen blieb er stehen und wartete auf sie.

Am Himmel waren Wolken aufgetaucht. Sie rückten schwer, schwarz, langsam höher und höher bis in die Nähe des wundervollen Mondes. Da machten sie wie die Heerschar vor einem Herrscher Halt. Noch lösten sich Fetzen fahnengleich am starren Hauptgewölk, umschlichen oben und unten das leuchtende Gestirn, bis es in seiner Pracht gewaltig und sieghaft aus einem Kranz von Wolken sah. Die Eschen auf der Matte rührten sich nicht. Nur ihre Schatten lagen gespenstig auf der mondhellen Matte.

Moses blickte Angelina mit ruhigem, fast heiterem Gesicht entgegen. „Dir kann ich nicht genug danken," sprach er in freierem Ton.

„Weshalb?" fragte sie einfach.

„Wenn alle gegen mich gewesen wären wie Du und die Mutter," sagte er mit ins Leere staunenden Augen, „wäre es nicht so in mich hineingewachsen."

Er faßte nach ihrer Hand und hielt sie. So standen sie eine Weile nebeneinander und sahen auf die Schatten, die zu ihren Füßen lagen. In der Stille aber, die sie umgab, fühlten sie, daß etwas durch ihre Hände rann, die sie arglos ineinandergelegt hatten. Es war zuerst nur ein Wohlempfinden, dann wurde ein Verlangen daraus. Nun berührten sie sich mit den Schultern und nun blickten sie einander an. Moses legte, ihre Hand lassend, seinen Arm um Angelina.

„Wenn ich Dich neben mir hätte, dann könnten sie reden — sie —"

Als er das gesagt hatte, lachte er höhnisch: „Aber — da fallen eher die Berge ein," widersprach er sich selbst.

Angelina antwortete nicht, aber sie schmiegte sich an ihn. Sie wußte, was er meinte, und ihr Zusammenkommen war so unmöglich, daß sie selbst jetzt nicht wagte, ihm und sich Hoffnung zu machen. Aber sie war in diesem Augenblick glücklich, hatte keinen Wunsch. Die frohe Stille der ersten Liebe, die an Reinheit und Glück ihresgleichen nicht hat, kam über beide. Wie das Mondlicht ins Tal gewachsen war, so wuchs diese Stille erst über Angelina und dann auch über Moses. Sie vergaßen von dem zu sprechen, was sie vorher so schwer beschäftigt hatte. Sie empfanden nur den schönen Augenblick, hielten sich fester; dann küßten sie sich. Lange blieben sie beieinander.

Als sie sich trennten, waren die Wolken über ihnen doch Herr geworden. Sie hatten ohne daß sie es merkten, den Mund verschlungen: gefräßige Tiere. Der Glanz war tot. Kalt und schal lag der Schnee auf den Bergen, der vorher geleuchtet hatte.

*

Angelina Lombardi errötete, wenn man Moses Aschwandens Namen nannte. Sie nahm vor den Leuten weniger eifrig als früher seine Partei. Vor den Leuten! Im stillen war sie so sehr die Seine, daß sie in geheimem Zagen ihre Tage verlebte. Eine ewige Angst quälte sie, ob jetzt, in diesem Augenblicke, dem Freunde nicht neue Unbill geschehe oder ein Vorfall sich ereigne, der seine Leidenschaft wecke. Sie hatte gelernt, daß, wie er es ihr geschildert hatte, als Erbteil vom Vater her, die Rachsucht und der Jähzorn wie Raubtiere in seinem Innern lauerten, wie er mühsam, mit Aufbietung seiner ganzen Kraft das Böse in sich daniederhielt. Sie bewunderte ihn darum, daß er Tag um Tag mit sich rang, und erkannte auch, welchen Anteil sie selbst an seinen knappen Siegen über seine Leidenschaft hatte. Aus der Liebe zu ihr schöpfte er immer neu die Kraft, jener zu widerstehen. Aber die von Mariels änderten sich nicht. Sie bemerkten Moses' sich steigernde Empfindlichkeit, die verbissene Wut, wenn einer ihn foppte, und aus der menschlichen Schadenfreude heraus, die auch sie besaßen, spotteten sie seiner erst recht. Auch ihre heimliche Angst vor ihm nahm zu.

Ein Schicksal wuchs aus nichts, aus unscheinbaren Anfängen und geheimnisvollen Gewalten langsam herauf.

Angelina und Moses sahen einander kaum. Seitdem die gegenseitige Liebe ihnen klargeworden war, hatten sie nie mehr eines ungestörten Beisammenseins genossen. Moses suchte nicht danach, Angelina wagte nicht, es herbeizuführen; denn der Bruder beobachtete sie, und von ihm beeinflußt, hatte auch die Mutter ihr bisheriges Wohlwollen gegen die Nachbarn geändert. So war ein rascher Händedruck, ein Streicheln der Finger, ein langer Blick alles, womit sie sich sagten, was sie füreinander empfanden. Zu Hause und im Verkehr mit anderen Leuten behielt Angelina inzwischen das sanfte, duldsame und liebenswürdige Wesen, das ihr viele Herzen gewann. Sie war der Mutter eine stille, treue Helferin, dem Bruder eine heitere, den Hochfahrenden zur größerer Schlichtheit anregende Freundin. Wo aber im Dorfe Arme und Kranke waren, ging sie besonders gern ein und aus. Man sprach zu Mariels nichts als Gutes von Angelina Lombardi.

Es war bemerkenswert, wie mit dem wachsenden Wohlstand der Sägerfamilie — einige gute Jahre hatten dem Geschäft schönen Verdienst gebracht — sie auch Einfluß auf die Angelegenheiten des Dorfes zu gewinnen begann. Zwar liebte Maria Lombardi nicht, sich hervorzutun, aber sie gab für wohltätige Zwecke dann und wann eine Geldspende, was ihr ein gewisses Ansehen verschaffte. Dem energischen und ehrgeizigen Joseph aber genügte schon bald nach seiner Heimkehr die Wirksamkeit zu Hause nicht mehr, und da er eine gewisse Gabe, sich vorzudrängen, eine nicht ungeschickte Art der Rede und neben wirklicher Tatkraft scharfen Verstand besaß, wurde er bald in den Rat des Dorfes gewählt.

„Die da drüben werden immer größer, wie wir immer kleiner," sagte Moses zur Mutter, als sie gelegentlich am Tische beisammensitzend von einer neuen gemeindlichen Würde sprachen, die Joseph Lombardi errungen hatte.

Julia Aschwanden hatte ein krankes Aussehen. Ihre Züge waren gelb, ihre Gestalt schien zusammengeschrumpft, und obwohl ihr Gang noch immer der leichte, wiegende der Frauen jener Gegend war, lag eine gewisse Müdigkeit darin, die auch im Ausdruck der schwarzen, tiefliegenden Augen sich zeigte.

„Wir haben, was wir brauchen," gab sie dem Sohne genügsam zur Antwort. Sie verlangte nicht mehr als den Frieden ihrer Stube. Des Sohnes nun regelmäßiger Verdienst in den Brüchen bestritt nicht nur ihren einfachen Lebensunterhalt, sondern hatte ihr gestattet, selbst einen kleinen Sparbatzen anzulegen. Sie bedeckte mit ihrer knochigen gelben Rechten beschwichtigend Moses' auf dem Tische liegende Hand.

Dieser zuckte zusammen, wie er jetzt oft bei Berührungen und Worten tat, so, als seien seine Gedanken weit fort gewesen. Er hatte über die Genügsamkeit der Mutter nachgedacht und dabei sich zum tausendstenmal gefragt, wie lange der Friede, der ihre Freude war, noch dauern werde. So sehr war er in stetem inneren Zwiespalt begriffen, daß sein körperliches Befinden davon beeinflußt wurde. Seine Hände waren unsicher. Die Nasenflügel öffneten und schlossen sich oft wie die Nüstern eines von Furcht erfüllten Pferdes. — —

Nun kam für die Säge von Mariels ein Ehrentag heran. Er wäre wohl unbemerkt vorübergegangen, wenn Maria Lombardi noch allein den Betrieb der Säge geleitet hätte. Ihr Sohn aber, der durch Zufall die Entdeckung machte, daß an diesem Tage das Geschäft fünfzig Jahre in den Händen seiner Familie sich befand, ergriff in seinem Drang, sich hervorzutun, mit Behagen die Gelegenheit zur Veranstaltung eines kleinen Festes.

An einem Mittwoch im frühen Frühling, als der Schnee noch in den Matten lag und die Straße durchtaut und schmutzig war, stand das Sägerad still und der Werkplatz sah keine Arbeiter. Joseph hatte Jost Muheim und den beiden jüngeren Knechten, die er seit geraumer Zeit eingestellt hatte, freigegeben. Auf den Abend hatte er zwei Vereine, denen er angehörte, die Schützen und die Sänger, ins Haus geladen. Der große Bretterschuppen war für diesen Abend geräumt worden, und es sollte in demselben getafelt und getanzt werden. Maria Lombardi war nicht begeistert für den Plan des Sohnes, doch verweigerte sie ihre Zustimmung um so weniger, als sie auf Joseph, seine Tatkraft und seine Erfolge stolz zu sein begann. Sie tat ihm ohnehin häufiger den Willen, als ihre eigene kraftvolle Selbständigkeit hätte erwarten lassen.

Joseph befand sich den ganzen Tag in einem Zustand lebhafter Erregung. Er brachte mit Angelinas und der Magd Hilfe selbst Tische und Stühle in den Schuppen und hing die Papierlaternen auf, die beim Abendfeste das nötige Licht geben sollten. Dann sah er nach Keller und Küche und begab sich mehrmals des Tages ins Dorf hinauf, wo er um seiner Vorfahren ebenso wie um seiner eigenen Verdienste willen lebhaft gefeiert wurde. Er mußte dabei in der und jener Schenke den Freunden und Bekannten Bescheid tun, da er aber viel vertrug, kam zwar sein großsprecherisches und lautes Wesen mehr noch als sonst zur Geltung, jedoch blieb er vollkommen Herr seiner Sinne. Ein Fehler dagegen war es wohl gewesen, die Knechte den ganzen Tag feiern zu lassen. Sie besuchten schon am Vormittag verschiedene Wirtshäuser, begaben sich nach dem Mittagessen, das sie zu Hause einnahmen, abermals ins Dorf und ließen sich erst wieder blicken, als die Festgäste, ein Großteil der männlichen und weiblichen Bevölkerung von Mariels, sich in der Säge eingefunden hatten.

Es war ein warmer, dunkler Abend. Das Tauen, das am Tage geherrscht, hörte mit der Dunkelheit nicht auf; das Rinnen kleiner Bäche und das Ticken der Dachtraufen erfüllte die Nacht mit seltsamen Geräuschen. Der Himmel stand voll unruhigen, rauchartigen Gewölks, das keine Sterne freigab. Da aber Vollmondzeit war, herrschte doch so viel Helle im Tal, daß man das unablässige, schweigende Gleiten der schwarzen und grauen Wolken sehen konnte.

In der Säge hörten sie weder das seltsame Tauen, noch sahen sie nach den Wolken. Da herrschte laute, leidenschaftliche, zuweilen in Gesang oder einem jauchzenden Schrei sich bahnbrechende Freude.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Busch und der deutsche Frühling.

Von Franz Diederich.

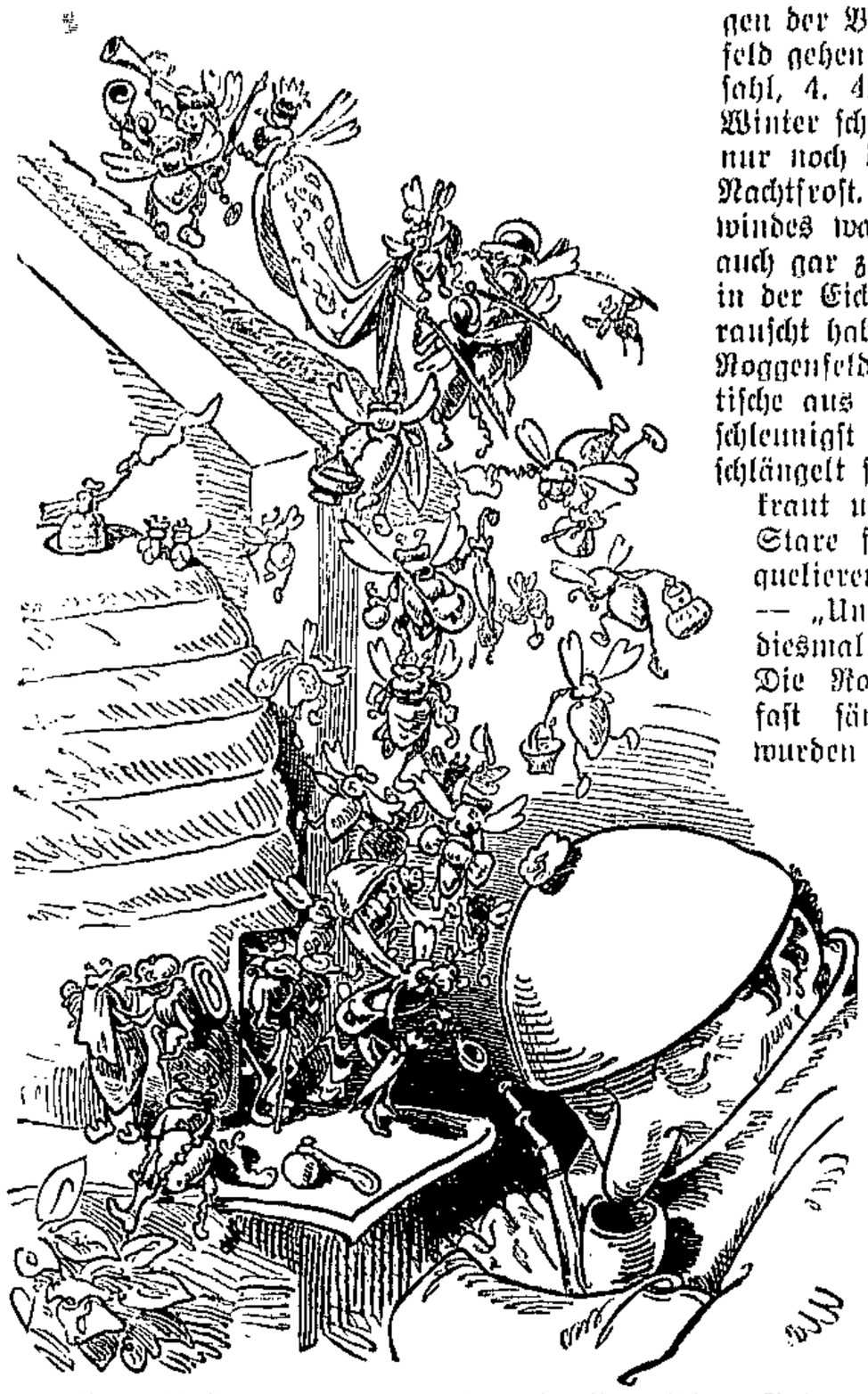
Wilhelm Busch, der Dichterzeichner voll weisen Humors, war ein Mensch von stark ausgeprägter bäuerlicher Eigenart. Er war ein beschaulich-stiller niederdeutscher Schollenwurzler, und so klammerte er sich im Boden seiner abgelegenen Heimatstätte fest, als ob ohne diesen Halt sein Leben nicht hätte aufrecht bleiben können. man darf nicht meinen, er sei einer vom Schlage der Stadtflüchter aus Weltekel gewesen. Die Sache liegt vielmehr so, daß die Stadt nicht aufkam gegen die Forderungen der dörflichen Kultur, die ihn mit kräftig und fein entwickelten Wünschen begabte. Die Abhängigkeit seines Lebens vom lebendigen Anblick der ländlichen Natur war zu stark, als daß er die Stadt längere Zeit hätte ertragen können. Immer nur kurze Fristen gönnt er sich auf städtischem Pflaster und eilig geht die Fahrt wieder zurück nach Wiedensahl oder Mechtshausen. Er, der so meisterhaft das tollbewegte Durcheinander von Mensch und Tier zeichnerisch zu vergegenwärtigen wußte, hielt das Gedränge der Städte nicht aus. Die Briefe, die nach Buschs Tode veröffentlicht worden sind, legen mit manchem Worte Zeugnis davon ab, mit welchem Aufatmen er „nach dem Stadtwuste" in seine „kleine Wiedensahler Einsamkeit" heimkehrte. In einem Briefe von 1878 liest man: „Mit der ländlichen Einsamkeit zu lange vertraut, kommt es mir nun so vor, als wär ich auf einmal zwischen die Buden eines recht unruhigen Jahrmarktes gekommen." Und als er einmal im tiefen Winter eingesponnen sitzt im dörflichen Nest, schreibt er an einen Großstädter: „Nur hier ist meine angestammte und angewöhnte Heimstätte — um die mich freilich wenige beneiden werden." Für ihn also war diese entlegene Heimstätte Lebensbedingung, er brauchte solchen Aufenthalt, um sich von allem Druck frei und als Herr seiner Kräfte zu fühlen, um „sich in aller Stille die Seele zu schneuzen", Er brauchte diese Welt, um das vor Augen zu haben, was ihn auch als Künstler reizte und was ihn die Stadt nicht finden ließ. Da draußen hatte er Bauern und Tiere, und die gaben ihm das, was er zeichnen mochte: „was schnell geschieht und mit ursprünglicher Begierde." Die Stadt war allzu arm in seinen Augen, denn „die gebildeten wohldressierten Leute lassen sich nichts merken". Man muß nur wissen, wieviel das, was sein Malerauge erschaute, für sein geistiges Leben bedeutete. Er hat's einmal hingeschrieben: „das, was er erschaue, sei ihm Idee, jedes Tier, jede Pflanze, jeder Krug und was immer. So zwangen ihn ganz bestimmte, altererbte geistige Bedürfnisse in eine bestimmte Umwelt hinein. Es ist so charakteristisch, daß dieser Maler, der eine Menge Reisen um der alten Niederländer und ihrer Bauernbilder willen unternahm, sich nicht entschließen konnte, nach Italien zu reisen, aus Furcht, in seinem Innern verwirrt zu werden. So blieb er, wo er bodenständig war: an den Stätten, wo er seine Kindheit gelebt, wo er die Sprache hörte, die ihm die Seele der Natur erschloß, die ihn altvertraut umgab. Und nicht als ein schwerblütiger Grübler, sondern als ein froher und trotz aller Welteinsicht optimistischer Genießer des Stückes Erde, mit dem sein Leben verwachsen war, sieht er die Jahre entrollen. Er wurde des Anblicks der Natur rings um sich her nicht müde. Noch im Jahre 1904 schrieb er das Briefwort: „Noch immer seh ich gern den Wechsel der Jahreszeiten, besonders den werdenden Frühling, doch auch den fertigen Sommer, den sanft melancholischen Herbst und den frischen Winter im weißen Gewande." Besonders den werdenden Frühling! Und davon zeugen nun auch Bücher und Briefe dieses Mannes. Wilhelm Busch gehört zu denen, die wir Dichter des Frühlings nennen dürfen, und er darf wohl der Dichter des deutschen Bauernfrühlings heißen.

Wer den norddeutschen Vollfrühling kennt, der weiß, was die helle Stimmung bedeutet, die vielen der kleinen Zeichnungen Buschs gegeben ist. Im Genuß dieser Stimmung ging Busch mit offener Seele auf. Im Büchlein „Schein und Sein", dem Nachlaßbändchen, das einen schönen Strauß Gedichte aus Buschs letzter Lebenszeit vereinigte, klingt es an:

Mein Herz, sei nicht beklommen,
Noch wird die Welt nicht alt.
Der Frühling ist wiedergekommen,
Frisch grünt der deutsche Wald.

Auch die anderen Jahreszeiten, Sommer, Herbst und Winter, haben dem Auge Wilhelm Buschs vielerlei gegeben, aber mit dem Frühling ist's so, wie er selber sagt. Die erste Regung schon löst seine wartende Freude, und wenn [illegible] in dieser Zeit zu dem schweren, gern gemiedenen Werke eines Briefs aufrafft, so zeichnet sein Wort sicher auf dem Briefblatt ein, was sich draußen im Garten und weiter umher ereignet hat. Er hat da so oft vom Frühling geschrieben, daß man nun an seiner Hand in den Frühling hineinwandern kann, wann immer man seine Worte liest. So erdkräftig schildern sie mit ihrem Hinstreun von ein paar kurzen Sätzen und Einzelheiten. Ein weicher Gefühlsdusler ist Busch niemals. Wie sein Zeichenstift, so will auch sein Wort mit wenig Strichen ein Stück Leben vergegenwärtigen, das charakteristisch ist, in diesem Fall also die Idee des Frühlings verkörpert. Was also sagen diese Briefworte vom tastenden, ringenden norddeutschen Vorfrühling und Junglenz mit all seinem Schwanken und lauten Vorbrechen und Erobern?

Im Februar und März atmet die Hoffnung auf den Frühling mit ersten mutigen Zügen: „Die Schneeglöckchen sind da, die Veilchen haben Knospen, Rhabarbar und Päonien bohren ihre rötlichen Spitzen durch die Erdkruste." (Wiedensahl, 23. 2. 83.) — „Wie sehr hab ich Sie bedauert, daß Sie bei dem abscheulichen Winterwetter haben krank von Haus fort sein müssen. Der Frühling muß doch nun bald erscheinen, und wenn dann die Blüten aufgehn und die Vöglein in allen Zweigen zwitschern, dann werden Sie, hoffe ich, sich auch wieder fröhlich und gesund fühlen. Unsere Stare sind schon längst wieder da und visitieren die alten Brutplätze. Sie leiden, seit die neuen Forstbeamten den Wald immer unpoetischer machen und keine hohlen Bäume mehr dulden, an Wohnungsmangel; da hab ich die Zahl der Nistkästchen ums Haus herum jetzt auch wieder vermehrt." (Wiedensahl, 14. 3. 89.) — „Meine genauesten Bekannten sind nach Italien abgereist; ich dachte wohl mal daran, mitzufahren, aber dann fiel mir gleich unser guter angestammter deutscher Frühling ein, den ich auch



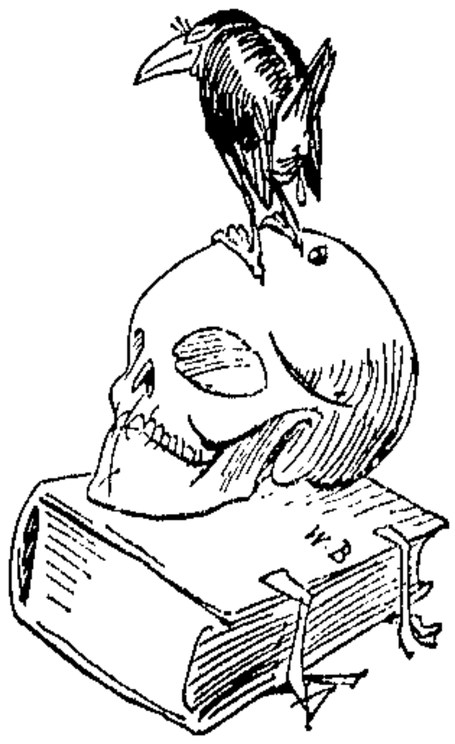
„Auf Kinder! schnürt die Bündel zu!
Er schnarcht, der alte Staatsfilou! —
Nun ha, ihr ... Wiedner,
Ein schöner Vater! Sagt, was ist er?
Und wozu taugt er? . . .

Kurzum! er ist ein Schwerenöter!
Ein Honigdieb und Bienentöter! —
Drum auf und folgt der Königin!"
Schnurrdiburr! Da geht er hin!

Aus: W. Busch, „Schnurrdiburr". (München, Braun & Schneider.)

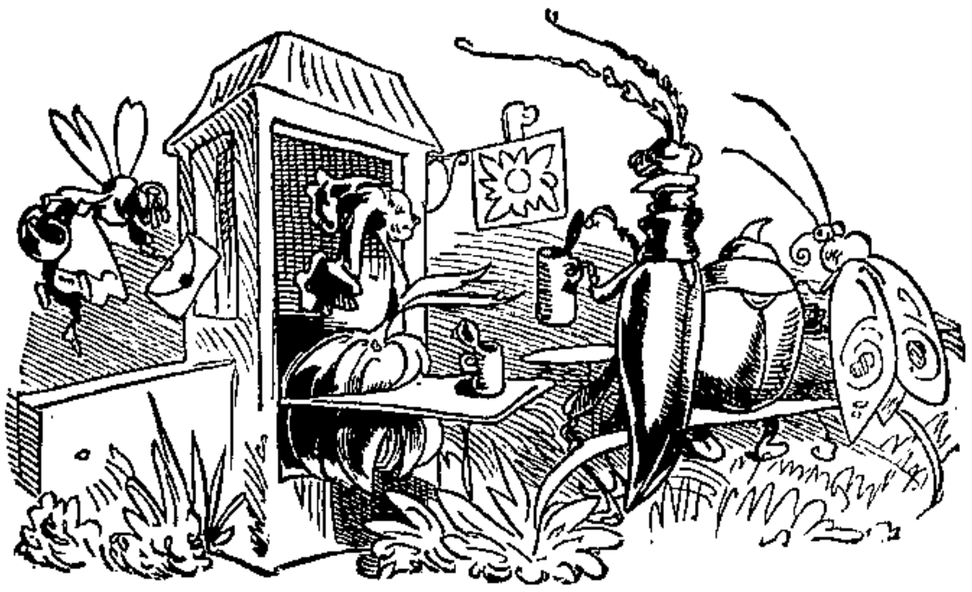
heuer mit Andacht zu genießen hoffe. Ich sah neulich einen Korb frisch aus Neapel angekommener Kamelien neben unseren heimischen Schneerosen; diese, wie vom lieben Gott gemacht, jene, als hätte sie der Konditor mit Himbeersaft gefärbt." (München, 19. 3. 80.)

Dann kommt der Vorkämpfer April, der sich aufs brausende Hereinbrechen versteht und unverwüstlich ist in seiner Lust zum spionierenden Angreifen des Feindes: „Gestern ist unter Donner und Blitz der wirkliche Frühling gekommen; ich freue mich auf die weißen und roten Blüten der Obstbäume, die mich rings umgeben." (Wolfenbüttel, 8. 4. 75.) — „Der milde Winter, der rasch nahende Frühling . . . Schon längst haben die Spatzen die ersten Erbsenkeime abgerupft, die Bäume drängen der Blüte zu, und über das junge Roggenfeld gehen bereits kleine Wellen hin." (Wiedensahl, 4. 4. 82.) — „Der lange ungetümliche Winter scheint nun doch endlich abzuziehen; hat nur noch den einen Hinterfuß im Lande: den Nachtfrost. Das Heulen und Sausen des Ostwindes war in den letzten Wochen auch gar zu abscheulich. Da mag's in der Eiche vor Ihrem Fenster gerauscht haben. Jetzt wird aber das Roggenfeld, was ich vom Arbeitstische aus vor Augen habe, ganz schleunigst grün, in den Hecken schlängelt sich allerlei zierliches Unkraut und Geblüm herauf, die Stare flöten, die Lerchen quinquelieren." (Wiedensahl, 6. 4. 79.) — „Unser Frühling hier kam diesmal sehr eilig und munter. Die Rosen, die im Spätherbst fast sämtlich verfroren waren, wurden durch neue ersetzt. Narzissen, Primeln, Hyazinthen blühten aufs beste. Vertrauensvoll legten wir längst schon die Erbsen. Nun aber schlägt der Winter noch mal aus mit dem Hinterfuß. Ein Schnee- und Graupelwehen nach dem andern wirbelt von Nordwesten daher. Es macht sich ja nicht übel, wenn solch ein Malefizschauer dahinwulkert nach dem Harz zu und drüber weg und danach die blauen Berge auf einmal hübsch weiß bekleidet sind? Aber erwünschter, besonders für den ackernden Landmann, wäre Wärme jetzund." (Mechtshausen, 20. 4. 03.) „Es ist ein Behagen, zu sehen, wie diese jungen Leute mit so frischer Luft in die Welt hinauswandern. Ist man erst über den Berg hinüber, wo's wieder hinaus geht, dann kann man sich nicht mehr viel Guts vermuten. Ich schau auch nicht mehr so lustig drein, als dazumalen an der See. Der Bart wird grisselicht; die Nase beugt sich unwillig unter das Joch der Brille. . . . . Das große althergebrachte Weltganze hat sich aber auch dies Jahr wieder frisch herausgemacht. Seit einigen Tagen verdirbt aber ein scheußlich kalter Ostwind das Spiel. Die Rosen lassen auch die Ohren hängen." (Wiesensahl, 23. 4. 84.) — „Als ich aus Süddeutschland wieder hier einrückte, war ich angenehm verwundert, den Fühling schon so geschäftig zu finden; mehr als dort; und das obendrein nach diesem Winter mit seiner hartnäckigen Prächtigkeit. Die Rosen hab ich längst aus dem Bett geholt; schon haben sich Knospen hervordrängelt; etwas voreilig, wie mir scheint. Vor meinem Fenster blühen silbern die Birnen- und Pflaumenbäume, und dazwischen hindurch weiterhin seh ich den Raps hübsch unverschämt golden im Winde wogen." (Wiesensahl, 26. 4. 80.) — Und nun der Sieger Mai, dem immer noch der Gegner manchen hinterlistigen Streich spielt: „Ich dachte mit Bruder Hermann und den drei Neffen in den Ferien mal lustig draußen herumzutummeln. Es kam aber anders. Die Wind- und Wetterhexen waren in ihrer verwegensten Laune; ja eines Tages hätten wir sogar schöne Schneemänner wälzen und backen können. Nur einmal streiften wir mit aufgekrempelten Rockkragen in den Wald, scharrten im Buchenlaub, pickten etwas aufkeimenden Waldmeister zusammen, eilten schleunigst heimwärts und feierten die glückliche Wiederkehr der lachenden Jahreszeit mit einer Maibowle hinterm warmen Ofen . . . Heute ist der erste wirklich milde Tag." (Wiesensahl, 5. 5. 79.) — „Nun mal endlich der Wind nicht mehr so ewig langweilig und trocken aus Osten weht, ist's lustig zu sehen, wie rührig und betriebsam der Frühling wird. Ich fühle mich recht behaglich dabei, zeichne fleißig und preise die Götter, daß ich einsam sein kann, wann mir's gefällt." (Wiedensahl, 13. 5. 77.) — „Den jungen Frühling in unserem Gärtchen fand ich nicht so herangewachsen, wie ich für meine Abwesenheit gehofft hatte: Wind und Dürre sind schlimme Pfleger." (Wiedensahl, 17. 5. 79.) — „Was mich alten Jungen anbelangt, so seh ich noch immer gern zu, wie's draußen im Wechsel der Jahreszeiten so wächst und wird und vergeht. Anitzo drängt alles in Laub und Blüten, daß die Welt schier eng davon wird. Weit hinaus seh ich die Felder gekleidet ins schönste Roggengrün, dahinter, dito, den aufgeklebten Buchenwald." (Wiedensahl, 3. 5. 90.) —



Selbst mancher Weise
Besteht ein leeres Denkgehäuse
Mit Ernst und Bangen. —
Der Rabe ist ganz unbefangen.

Aus: W. Busch, „Hernach".

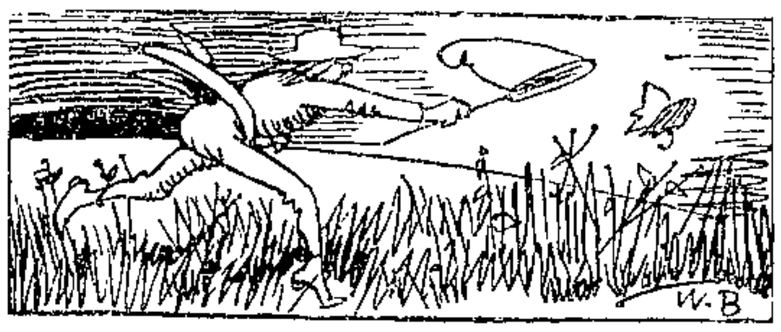


Hier steht Aurikel in der Schenke
Und zapft den Gästen das Getränke.

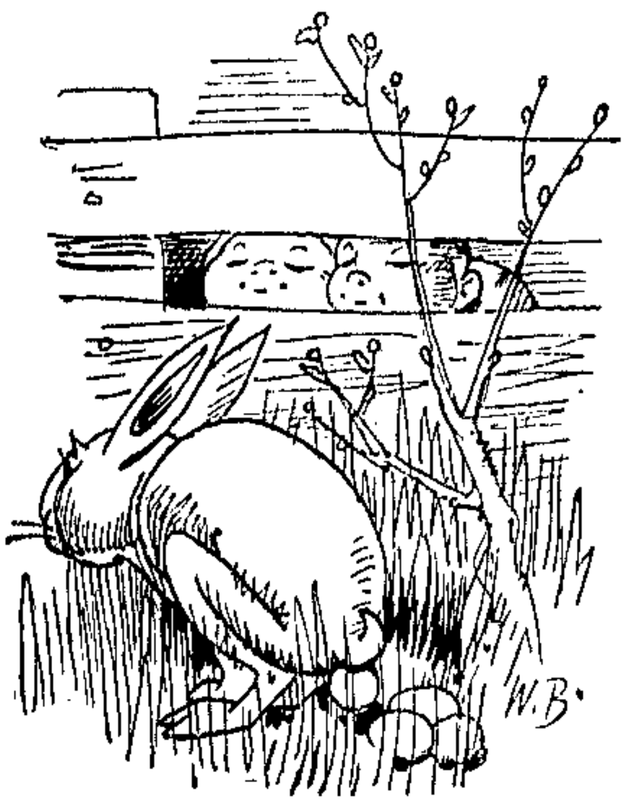
Aus: W. Busch, „Schnurrdiburr oder die Bienen". (München, Braun & Schneider.)

So sog sich Buschs Malerauge am farbigen Einzelnen und Ganzen des werdenden Frühlings durstig und froh fest bis zuletzt. Er liebte im Frühling durch Jahre hin die Fahrt nach Wolfenbüttel. Hier hauste sein Bruder in einem ehemaligen Försterheim, und da siedelte er sich ein, um auf den Frühling und seine Baumblüte zu warten. Von solchen Wolfenbütteler Tagen ist — aus dem Jahre 1875 — eine Reihe von Briefen bekannt geworden, die im Ueberströmen ihrer hellfrohen Lust von besonderer

Rast im Walde. Aus: W. Busch, „Hernach".

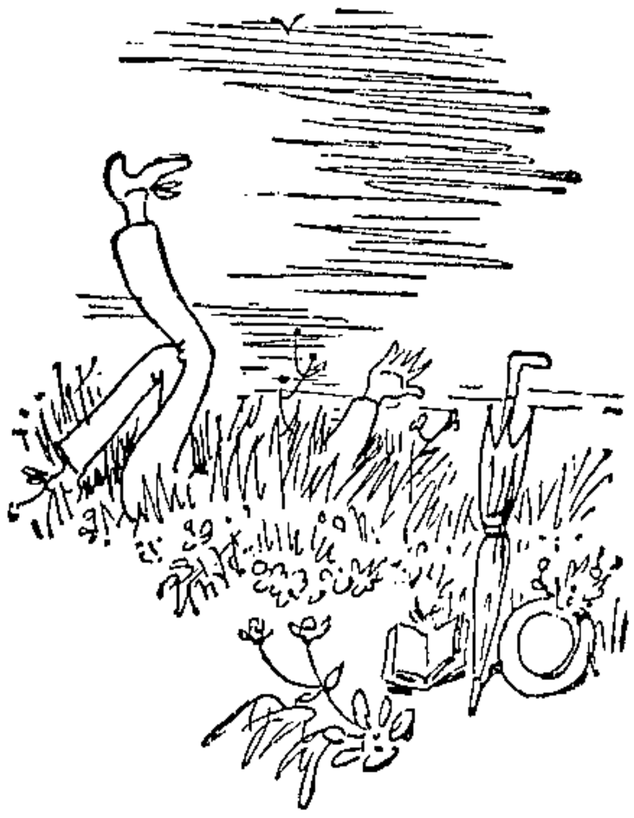


Aus: W. Busch „Der Schmetterling". (München, Fr. Bassermann.)



Es ist das Osterfest allhöchlich
Doch für den Hasen recht beschwerlich
Aus: W. Busch, „Hernach". (München, Lothar Joachim)

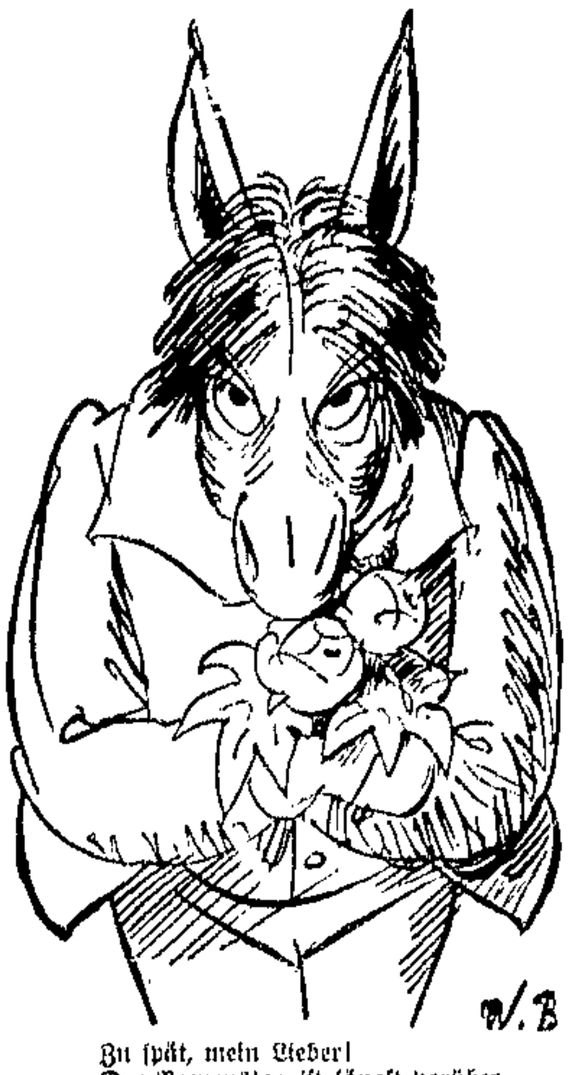
Schönheit sind.. Das Büchlein: Wilhelm Busch an Maria Anderson (Rostock, Volckmanns Verlag) enthält diese Briefe. Der Frühling ließ abermals auf sich warten, aber Busch tröstete sich gut. Am 26. April schrieb er: „Wolfenbüttel — ehemals Residenz, anitzo zweite Stadt des Herzogtums Braunschweig — berühmt durch seine Bibliothek, berühmter noch durch seinen einstmaligen Bibliothekar Lessing — Wolfenbüttel zieht mich wenig an. Ich wohne auf dem Forsthause, vor dem Tor der Stadt gelegen. Dieses Forsthaus, im grauen Altertum ein wirkliches Forsthaus, ward später Wirtshaus und Posthalterei. Eine Tochter des letzten Posthalters hat einer meiner vier Brüder geheiratet. Er verkaufte die Wirtschaft, behielt den größten Teil des Grundstücks zurück und hat darauf eine Konservenfabrik angelegt. In seinem Keller liegt guter Rheinwein und guter Champagner; rings ums Haus liegen Obstgärten. Den Wein genieß ich nach Belieben; auf die Blüten muß ich, scheint's, noch warten; denn kalt ist die Luft und bitterkalt der Wind. Ich trinke kein Bier, ich spiele keine Karten, ich liebe keine philisterhafte Geselligkeit. Drum — was schert mich Wolfenbüttel, die Stadt!?" Die Laune dieses Briefes bleibt auch den nächstfolgenden Tagen



Hier legt sich Bählamm auf den Rücken
Und fühlt es tief und mit Entzücken,
Nachdem er Bein und Blick erhoben,
Groß ist die Welt, besonders oben!
Aus: „Balduin Bählamm". (München, Fr. Bassermann.)

treu. Am 1. Mai freut sich Busch, daß die Frau Anderson, eine Holländerin, in ihrem letzten Schreiben keine einzige Klammer () angebracht hat: „Nicht Knittel vorne, Knittel hinten, o nein! sondern ein kleines Schnitterschnatterschnabeltierchen hinter dem andern, so treibt Chloë (damit ist Frau A. gemeint), an diesem reizenden Frühlingsmorgen ihre Gänslein aus; und Damon, der Sauhirt (damit meint Busch sich selbst), mit seiner Herde von Kringelschwänzelquiketierchen folgt nach in freudiger Bewunderung." Dann brachen die Vollfrühlingstage an und Busch saß mit Pinsel und Stift bei der Arbeit: „Ich male so fleißig für mich hin. Es behagt mir von ganzem Herzen, und nur mit Widerwillen tunk' ich die Feder in die alte schwarze Tinte hinein, tät's auch wahrhaftig nicht, wenn's nicht wäre, um Ihnen zu sagen: Freundlichen Gruß." Und am 19. Mai ist dann die Welt mitten drin in der blühenden Seligkeit. Da schreibt Busch dies wundervolle Blatt:

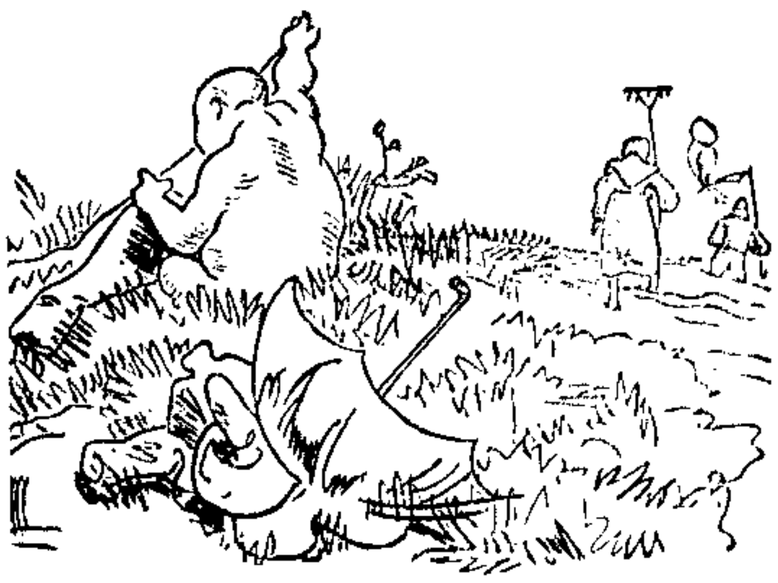
„Das ist nun nicht so, daß Sie immer alles Gute für sich allein haben! Bei uns ist jetzt auch der volle und wahrhaftige Frühling gekommen. Da sitzen wir des Abends im Gärt-



Zu spät, mein Lieber!
Der Namenstag ist längst vorüber.
Aus: W. Busch, „Hernach".

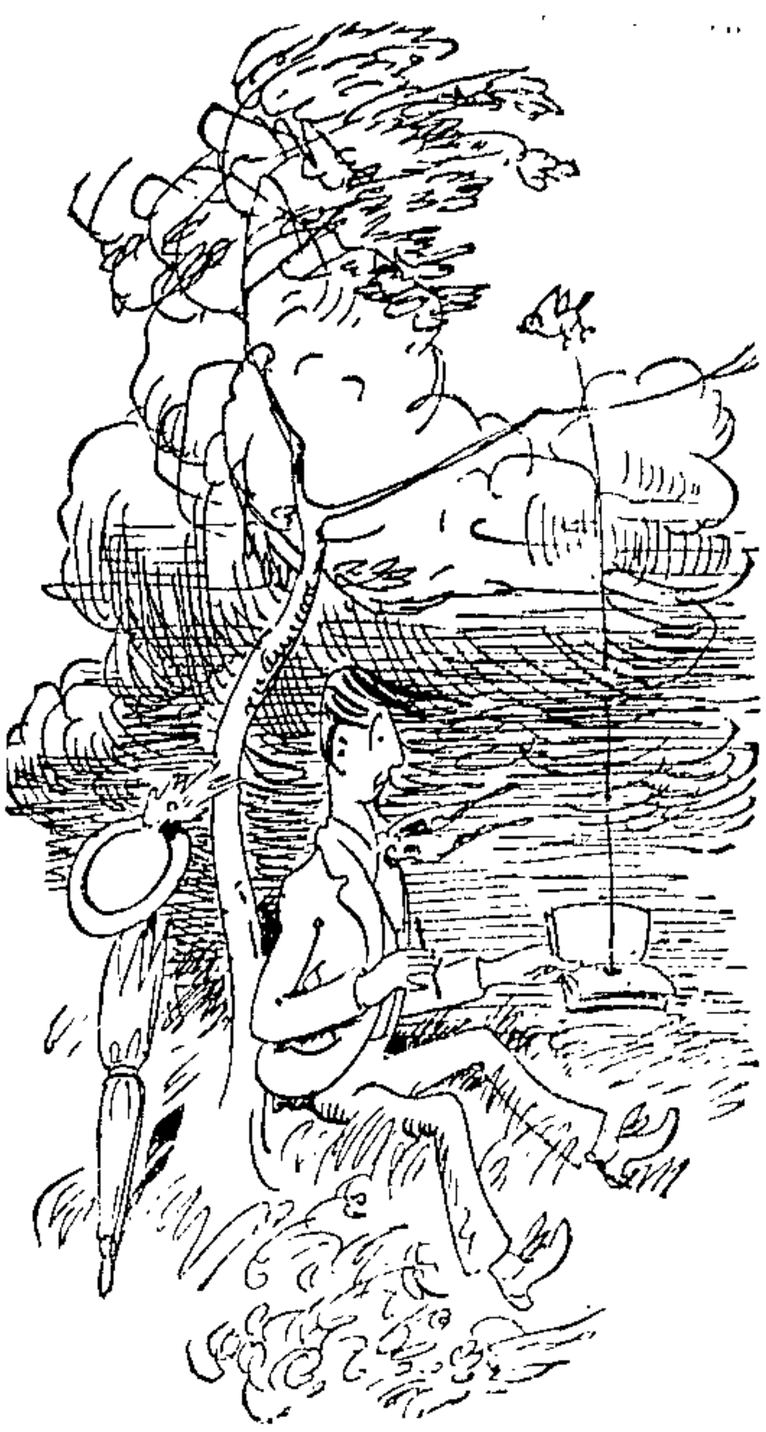
chen unter dem alten Birnenbaum; der säuselt dann so leise vor sich hin und läßt seine Blüten heruntersinken, und manchmal fällt mir eine in den Wein hinein. Ganz fern im Stadtgraben da quacksen die Frösche; von den Linden herüber, die auf dem Walle stehen, quinquilieren und seufzen die Nachtigallen. Nach alledem, wie duselt man so gut und gottergeben in sein Bett hinein. Ganz dicht dabei, in der Wand, pickt immer eine Totenuhr. — Was tut's?! Haben wir nicht, Gott sei's geklagt, noch siebenmillionendreimalhundertachtundneunzigtausendsechshundertundzweiundzwanzigdreiviertel Jahre ganz unverbraucht vor unserer Nase liegen? Wird man aus einem Leben herausgeklopft, huscht man ins andere wieder 'nein."

In diesen Maitagen geht auch ein Brief aus Buschs Hand, der wie ein monistischer Hymnus tönt: „Ich sehe die Glieder der Kette in Eins: Kinder, Eltern, Völker, Tiere, Pflanzen und Steine. Und alle sah ich sie von einer Kraft erfüllt. Sind Berge, Wellen, Lüfte nicht ein Stück von mir?" Im Juni treibt's ihn dann wieder in die Stille Wiedensahls zurück, und er läßt nun das fertige Frühlingswunder auf sich wirken: „Nun sitz' ich wieder am Fenster unseres lieben Pfarrhauses und sehe in Garten und Feld hinaus. Wie ist hier doch, derweil ich fortgewesen, die Welt so eng und voll geworden! Aus Schollen und Zweigen, die ich kahl verließ, hat sich eine Fülle von schönem Laub hervorgedrängt; das wogt und neigt sich nun im frischen Morgenwinde. Hier die Rosenbeete,



Aus: W. Busch, „Abenteuer eines Junggesellen".
(München, Fr. Bassermann)

die Erbsenfelder, die Obstbäume; dort die Gruppen von schlanken Pappeln, Birken mit Hängelocken und einer blühenden Akazie; und weiterhin im Wellenschlagen das Aehrenfeld und die graue Windmühle und über alles daher die wandernden Wolken. Das gibt ein hübsches Wechselspiel von Licht und Schatten." Die stille Arbeit des Lichts ergötzt ihn zu allen Stunden; davon zeugt auch ein Abendbild aus jenem gesegneten Juninonat: „Ich sehe im Nordwesten einen Streifen Abendrot; die tieferen Baumzweige sind ganz hineingetunkt. Von Südosten kommt ein sanfteres Licht und legt sich an die Wipfel. Ich weiß, wenn ich jetzt in mein Schlafzimmer gehe, um das Fenster zu schließen, so schaut der Vollmond über die alte Kirche." Da ist der Maler und der Dichter in eins fühlbar. Es ist nicht der Busch, den man gemeinhin kennt, nicht der heiter-weise Lebensbetrachter, sondern der lyrische Stimmungsmensch, der das tausendfältig fein bewegte Spiel der Dichterin Natur mit klarkräftigem Empfinden aufzunehmen fähig ist. Auch diesen Busch zu kennen, lohnt



Ein Vöglein zwitschert in den Zweigen,
Dem Dichter wird so schwül und eigen.
Die Stirn umsäuseln laue Lüfte.
Es zuckt der Geist im Faberstifte!
Pitschfleck! – Ein Fleck. Ein jäher Schreck.
Erleichtert fliegt das Vöglein weg.
Aus: W. Busch, „Balduin Bählamm, der verhinderte Dichter."
(München, Fr. Bassermann.)

sich genug. Aber nicht allzu viele wissen von ihm. Meist wird immer nur an den Spender satirischer Verse gedacht, der natürlich auch im Frühling anzutreffen ist. Die mailiche Walpurgisnacht z. B. gibt ihm folgende Strophen ein, die mit der Ueberschrift „Kränzchen" im Büchlein „Zu guter Letzt" stehen:

In der ersten Nacht des Maien
Läßt's den Hexen keine Ruh.
Sich gesellig zu erfreuen,
Eilen sie dem Brocken zu.
Dorten haben sie ihr Kränzchen.
Man verleumdet, man verführt.
Macht ein lasterhaftes Tänzchen,
Und der Teufel präsidiert.

Im Büchlein „Schein und Sein" heißt's mit fröhlichem, sinnvollem Scherz:

Der Frühling wird ja immer
Gerühmt, wie sichs gebührt,
Weil er mit grünem Schimmer
Die graue Welt verziert.
Doch hat in unsrer Zone
Er durch den Reif der Nacht
Schon manche grüne Bohne
Und Gurke umgebracht.

Oder man spürt den Klang lehrhafter Verse im Ohr wie:

Der Winter ging, der Sommer kam.
Er bringt aufs neue wieder
Den vielbeliebten Wundermann
Der Blumen und der Lieder.
Wie das so wechselt Jahr um Jahr,
Betracht ich fast mit Sorgen.
Was lebte, starb, was ist, es war,
Und heute wird zu morgen.
Stets muß die Bildnerin Natur
Den alten Ton benützen,
In Haus und Garten, Wald und Flur
Zu ihren neuen Skizzen.

Aber diese Art gibt den Dichter nicht ganz. Jeder, der sich an Buschs Bildergeschichten ergötzt, mag immer auch dem Inhalte der Bilder im einzelnen nachgehen. Da wachsen ganz besondere Eindrücke: denn mit liebender Treue hat der Stift Buschs die Stimmungen der norddeutschen ländlichen Natur ausgedrückt. Einzig trifft er die Schönheit der weiten, gräserreichen Wiese, auf vielen Blättern zeigt sich seine Freude an der Hecke, und dann vor allem ist die Lust am Sumpfe übergroß: am dunklen stillen Tümpel mit Froschlöffel und Binsen und quakenden Fröschen. Den Wassertümpel liebt er, wie ihn jeder Dorfjunge liebt. Nun ist der Sumpfherrscher Frosch, der Frühlingssänger, einer der Lieblingshelden seiner Bücher geworden, und auch die Lust an dem über dem Wasser tanzenden Insektengetier ist ungeheuer. Wir haben heute in Emil Kreidolf einen Zeichner, der sich mit innigem Märchensinn eingefühlt hat in die Welt des kleinen geflügelten Getiers, zumal der Schmetterlinge; Wilhelm Busch hat diesen Sinn ebenso gehabt. Das Treiben der Bienen, Käfer, Schmetterlinge usw. hat er zu den schönsten Frühlingsmärchen versponnen. Den für uns Menschen unhörbaren Jubel der blühenden Stille, er hat ihn gehört und hat ihn gezeichnet. Das Bienenbuch „Schnurrdiburr", Die „Geschichte vom Hänschen Däumling", und ganz zuletzt das Buch „Hernach", das nach Buschs Tode erschien (L. Joachim, München) sind gesegnet mit dieser Frühlingspoesie.

Auf einem der Hernach-Blätter schaut ein Röslein vom umblühten Fenster sinnig-lächelnd in den wildwachsenden Grasgarten nieder. Der Vollmond guckt groß ums Haus. Unten im Garten stehen musizierend und singend ein dicker Käfer, ein schlanker Heuschreck und ein Froschjüngling, der aus gestreckter Kehle an Tönen herausholt, was ihm gegeben ist. Ein anderes Hernach-Bild, das Abendkonzert, führt an einen Sumpfrand; Froschlöffel und Binsen heben sich über die Fläche; drei Unken stehen und sitzen im Wasser und singen vom Blatt, einer bläst Dudelsack, und dann wirken drei Käfer mit: der dicke Mistkäfer streicht das Cello, der Hirschkäfer schlägt die Pauke, ein Bockkäfer mit langen Fühlern geigt, und ein Uhu hockt vor dem Baumloch und dirigiert das Ganze, und zur Seite auf einem Aste stimmt ein Vöglein aus voller Brust in den Chor ein. Fern, hinterm blühenden Busch, hebt sich der volle Mond. Ein drittes Bild gibt einen Maitanz: Fritz Heuschreck mit der Violine sitzt auf einem niedergebeugten Grasstengel; Maikäfer und Schmetterling tanzen überm jungen Grase unter blühendem Zweige; im vollen Sonnenlicht freut sich die Wiesenwelt. Und so hat Busch neben dem tanzenden Getier zu mehreren Malen auch mit sichtlicher Wonne kneipende Käfer gezeichnet, am lustigsten wohl in der Däumlingsgeschichte, wo drei schwere Brüder auf einer Baumwurzel hocken, Maiblütenglöckchen als Trinkbecher in den Tastern:

Juchhei! hier unten in dem Moos
Geht's lustig her und ist was los.
Drei muntere Käfer trinken Meth
Von allerbester Qualität.
Da heißt es: Prost! und was wir lieben!
Das Hänschen trinkt so viel wie Sieben.
Der Kopf wird schwer, die Beine knicken,
Bums! liegt das Hänschen auf dem Rücken.
Das gibt 'n Spaß! Die Käfer laufen
Mit ihm zu einem Ameishaufen.

Meister Hirschkäfer hat ihn an den Höschen aufgekniffen und läßt ihn mit diabolischem Vergnügen mitten in den Haufen nieder:

So was macht munter. O wie schnelle
Verläßt er diese Wimmelstelle.

An die Wolfenbütteler Frühlingsbriefe Buschs muß man denken: Busch kannte sie, die köstlich-übermütige Laune, die der Mai dem Leben spendet. Er war ein gesunder Mensch durchaus, und so empfand er, wie diese Zeit des Erwachens in aller Natur auch in ihm selber alle Triebe und Kräfte stärker aufleben ließ. Er war ein Mensch, der voll innigen, ausdauernder Dankbarkeit immer wieder heimkehrte zu den Stätten seiner Kindheit und zu den Erinnerungen an diese Zeit, die seinen Lebensweg und seine Sonderart bestimmen half. Seinen jungen Jahren ist ein Mädchen so viel gewesen, daß er später die Zeile schreiben mußte: „Was Gutes in mir lebt, Dein ist's allein." Dies Mädchen hat jung sterben müssen, und im Frühling, da wacht dem Dichter nun die Erinnerung an die Tote mit tiefem Klange auf:

Nun, da die Frühlingsblumen wieder blühen,
In milder Luft die weißen Wolken ziehen.

So hebt dies Gedicht an. Voll lauterer Reinheit des Fühlens ist sein erster und letzter Ton und Gedanke. Weit und klar wie der Frühlingshimmel tut der Blick ins Leben der Toten und ins eigene, noch dauernde Leben sich auf.

So hat diesem Dichter des Frühlings sich das Lebensgefühl reich und deutlich offenbart in der Fülle seiner Regungen, und das ist das höchste, was das Leben uns geben kann. Denn unser Wollen und Vollbringen hängt davon ab.

Die beiden Konkurrenten.

Eine Skizze aus dem Geschäftsleben. Von Charles Lecomte.

Sie waren Konkurrenten und reisten in jenen selbstregistrierenden Zahlkassen, die die Beträge durch automatisch aufschnellende Ziffern angeben und die gegenwärtig in den größeren Geschäften mehr und mehr in Aufnahme kommen.

Früher hatten sie in Schreibmaschinen „gemacht", noch früher in Fahrrädern und ganz zuerst in Nähmaschinen. Als Menschen hatten sie nichts gegeneinander. Sie beobachteten die Gesetze der allgemeinen Höflichkeit, grüßten einander, schüttelten sich die Hände und erkundigten sich nach dem gegenseitigen Befinden. Nach den kaufmännischen Erfolgen fragten sie nie. Da haßten sie sich zu sehr; Konkurrenten pflegen sich immer gegenseitg vergiften zu wollen.

Müller hieß der eine der beiden, Schulze der andere. Müller trug sich gern grau und modern, Schulze kam stets schwarz und steifleinen einher. Müller war groß und breit, Schulze klein und hager. Müller sprach mit tiefer Stimme und gemessenen Tones. Schulze hatte einen quietschenden Bariton, der sich gern und leicht übersprudelte. Beide waren Junggesellen und im Anfang der Vierziger. Besondere Intelligenz und geschäftliche Erfindungsgabe war keinem eigen. Nur, wenn's dem Konkurrenten eins auszuwischen galt, dann flammten in den feindlichen Gehirnen Geistesblitze auf, die Kunde von einer geradezu bewunderswerten Genialität ablegten. Das gewaltige Gebiet der Reklame hatte den beiden Unversöhnlichen schon so manche Erweiterung zu verdanken. Als Müller seinerzeit Rogasen in Posen mit Schreibmaschinen beglückte, hatte er einen schwarzen Pudel dazu dressiert, mit der rechten Vorderpfote in richtiger Reihenfolge auf diejenigen Typenknöpfe zu tippen, die den Satz ergaben: Die N. N.-Schreibmaschine ist die beste der Welt. Ein also beschriebenes Zettelchen bekam jeder, der dem erläuternden Vortrag im Hotel „Reichskrone" beiwohnte, wo Müller abgestiegen war.

Schulze übertrumpfte ihn natürlich. Er war einen halben Tag später als sein Konkurrent nach Rogasen gekommen. Auch er wohnte am Marktplatz; doch nicht in der „Reichskrone", sondern im „Braunen Lamm". Mit dressierten Tieren gab er sich nicht ab. Er arbeitete mit Lichtbildern, die den staunenden Zuschauern zeigten, wie unhaltbar und unvollkommen jedes andere System, außer dem von dem Vortragenden vertriebenen, sei.

Aehnliches trieben sie in allen Städten, die sie bereisten. Ueberall fast bildeten sich Gruppen der Schulzianer und Müllerianer. Und was die Hauptsache ist: beide machten gute Geschäfte.

Allein die Zeiten wurden immer schwerer. Jeder Geschäftsmann weiß das. Wer da nicht zu außerordentlichsten Mitteln greift, kommt leicht unter die Räder und hat das Nachsehen.

Das hatten auch die beiden Konkurrenten rasch begriffen. Der Feinmechanik wollten sie nicht untreu werden. So gingen sie zu den selbstregistrierenden Zahlkassen über.

Zuerst ließ sich das Geschäft ganz leidlich an. Die vielen kleinen Warenhäuser in den vielen kleinen Landstädtchen nahmen die „Rechenmaschinen" gern. Man war stolz auf den neuen Apparat, wie man es früher auf den eisernen Geldschrank gewesen war. Die behäbige, fettgepolsterte Gattin thronte hinter ihm und tippte mit den dicken, ringgeschmückten Fingern auf die Typen, daß die Ziffern mit Schwung und Eleganz hervorsprangen.

Aber auch die vielen kleinen Warenhäuser in den vielen kleinen Städten waren bald versorgt. „Man" reiste eben nicht allein. Wer nun noch Geschäfte machen wollte, mußte seine Persönlichkeit dick unterstreichen, d. h. im Lexikon der modernen Reklame ein wenig nachblättern.

Diesmal verfiel Schulze zuerst auf die geniale Idee, sich einen Diener anzuschaffen. Keinen gewöhnlichen, hergelaufenen Bauernjungen oder einen arbeitslosen Großstädter, son-

dern einen — Neger. Einen kohlpechrabenschwarzen Menschen schaffte er sich an. Dem zog er weiße Kniehosen und eine rote Jacke an, setzte ihm einen grauen Zylinder auf den schwarzen Wollkopf. Der Stehumlegekragen, den er ihm um den mageren Giraffenhals band, konnte bei jedem Pferderennen gut als Hindernis gebraucht werden. Von dem Monokel am breiten Seidenband, das der Sohn Afrikas ins Auge geklemmt tragen mußte, will ich ganz absehen. Aber von den rosafarbenen Manschetten muß ich reden, die Sam — so hieß der schwarze Jüngling — über den Fußknöcheln trug. Sie waren wohl gut 20 Zentimeter hoch und trugen als Knöpfe große Schellen, wie sie früher die Tramwaypferde am Zaumzeug hatten, als die Elektrischen noch nicht die Straßen unserer Großstädte durchsausten. Mit diesen Schellen klingelte er bei jedem Schritt, den er tat, und lenkte so die allgemeine Aufmerksamkeit in noch höherem Grade auf sich, als dies bei seiner Hautfarbe und seiner Kleidung schon an und für sich der Fall war.

Sam ging immer seinem Herrn fünf Schritt voraus, klinkte jede Ladentür auf und gab überall eine anpreisende Karte ab, auf der zu lesen war, daß Herr Schulze heute nachmittag in dem und dem Hotel eine kleine Ausstellung von Modellen seiner „Rechenmaschine" veranstalten werde.

Natürlich hatte Müller von der Sache bald Wind bekommen. Diesen Geschäftskniff hieß es so rasch wie irgend möglich zu parallelisieren. Denn auch für das Geschäftsleben gilt die alte mathematische Formel: Gleiches um gleiches vermehrt oder vermindert gibt gleiches.

Freilich: mit einem Afrikaner durfte man nun der Kundschaft nicht mehr kommen. Das würde jegliche Wirkung verfehlt haben. Nach dem Muster großeuropäischer Kolonisationspolitik, die ja auch mit dem schwarzen Erdteil zu beginnen und mit dem der gelben Rasse aufzuhören pflegt, wurden Müllers Gedanken auf China gelenkt. Er schaffte sich einen Chinesenboy an, der extra für ihn aus Hongkong über London importiert wurde und der, wie es im Schreiben der Exportfirma hieß, mit Reis und Regenwürmern als täglicher Nahrung zufrieden sein würde.

Han-Futsch hieß der gelbe Knabe, den Müller in Hamburg in Empfang nahm. Sein Zopf erregte schon in Altona und in St. Pauli berechtigtes Aufsehen. Die Wirkung dieses Mongolen auf Ostelbien dürfte daher eine kaum zu unterschätzende sein.

In Berlin kleidete Müller seinen Han-Futsch ein. Er kaufte hierfür fast die ganze chinesische Abteilung eines Maskenverleihinstituts aus. So wurde der neue Diener denn in weite blaue Hosen und in einen gelben Ueberwurf gepfercht. Auf den Kopf bekam er die bekannte kleine schwarze Seidenmütze. Die Füße wurden mit großen, gelben Schnabelkähnen beschuht. Ein grauseidener Gürtel wurde dem Sohne des Reiches der Mitte malerisch um die Hüften gewunden. Die Hauptsache aber waren die Fächer und der Papiersonnenschirm, denen die Müllersche „Rechenmaschine" im Bild und in anpreisenden Erklärungen aufgedruckt waren. Einen Schirm durfte Han-Futsch nur bei Sonnenschein tragen. Mit den Fächern aber hatte er dauernd zu hantieren, um die Aufmerksamkeit des Publikums rege zu halten. Kleine Miniaturausgaben von beiden — vom Fächer und vom Schirm — durften neugierigen und zugleich kaufkräftig dreinschauenden Leuten gratis verabreicht werden.

Sowohl Sam wie Han-Futsch verfehlten die Wirkung nicht, die ihre Herren in sie gesetzt hatten. Doch das ging nur bis zu einem bestimmten Zeitpunkt. Denn eines schönen Tages waren Müller und Schulze wieder an ein und denselben Ort gekommen, der den Konkurrenzkampf der beiden „unübertrefflichen — unübertroffenen" Rechenmaschinen über sich ergehen lassen sollte.

Ist schon der Europäer dem Afrikaner nicht grün und dem Asiaten nicht lila, so ist der Mann der schwarzen Rasse dem der gelben nicht karmesinrot. Sehen und hassen war bei Sam und Han-Futsch das Werk einer Sekunde. Allein beider Dienst war streng und erschöpfend, so daß ihre Energien abgelenkt wurden. Außerdem wohnten Müller und Schulze wieder einmal in möglichst entfernt gelegenen Hotels. Das Städtchen aber, in dem sie ihren Aufenthalt, der diesmal für mehrere Tage berechnet war, genommen, hatte außer einer Schaustellung von zwei verschiedenen Rechenmaschinensystemen noch eine solche von „wilden Völkerschaften" gratis und sollte außerdem der Schauplatz eines Miniaturkolonialkrieges werden.

Und das kam natürlich durch die Liebe. Eine weiße Frau, die sonst nichts von den Rechenmaschinen wissen wollte, hatte den schwarzen Nigger und den gelben Mongolen zugleich in ihr Herz geschlossen, ohne daß der eine um die gleichzeitige Begünstigung des anderen etwas wußte.

Die drei Farben Weiß-Schwarz-Gelb — ich weiß nicht, ob sie als Landesfarben irgendwo auf der Welt vorkommen — kamen zueinander in ein dreieckiges Verhältnis, das einem geschickten Romanschriftsteller einen guten Stoff für eine gangbare Arbeit geliefert hätte. Auf Einzelheiten will ich jedoch hier nicht weiter eingehen. Soviel ist gewiß, daß man sich bald hier, bald dort traf, daß Han-Futsch kommen konnte, wie er wollte, Sam hingegen aber seine Fußmanschetten mit den Schellenknöpfen, die ein gar zu arges Geräusch machten, bei den Stelldicheins ablegen mußte.

Ein ungetrübtes Glück war den Dreien nur wenige Tage beschieden. Han-Futsch witterte zuerst Verrat und ging eines Vormittags seinem Herrn mehr als die üblichen fünf Schritte voraus. Beim Passieren der Gasse, die einen Ausblick auf das Stadtwäldchen gewährt, wohin ihn sein „weißes" Glück erst am vorhergehenden Abend beschieden, glaubte er etwas Schwarzes inmitten all des Sonnenglanzes zu sehen.

Schneller, als es Müller überdenken konnte, sah er sich von seiner Attraktion versetzt, die, die Winkligkeit und Gewundenheit der Kleinstadtgassen benutzend, dem verhängnisvoll winkenden schwarzen Schatten zugeglitten war.

Und der gelbe Zeitgenosse sollte nicht bloß den verhaßten Schwarzen antreffen, sondern Schwarz-Weiß in trautem Tete-a-tete.

Han-Futsch vergaß die paar deutschen Sprachbrocken, die er sich angeeignet hatte. Auch sein Küstenenglisch versagte ihm. Echt chinesisch flossen ihm die Worte, die er in einem hohen Diskant der Erregung aus dem Gehege seiner gesunden Zähne herausschleuderte.

Der schwarze Sam war erst sprachlos gewesen. Dann aber war ihm eine heiße Blutwelle in die dunklen Wangen gestiegen. Bedrohlich rollten ihm die Augen in den Höhlen. Seine weißen Zähne blitzten. Auch er hatte Deutsch und Buschenglisch vergessen. Und nun sprudelten ihm die Worte kreischend und im Tonfall sich überschlagend in unverfälschtestem Somalidialekt heraus. „Sie" aber, die sie sonst beide immer so gut verstanden hatte, verstand keinen mehr. Und weil sie keinen verstand und sich eine Menschenmenge um die beiden Rivalen zu bilden begann, zog sie es vor, möglichst rasch und lautlos zu verschwinden. . . .

Han-Futsch operierte zuerst mit den Fächern, dann mit den kleinen Papiersonnenschirmen, die mit dem Bilde der Rechenmaschinen überdruckt waren. Niemals wohl hat eine Konkurrenz der anderen die Vorzüge ihrer Waren handgreiflicher in die Nähe gerückt als in diesem Falle. Aber auch Sam feierte nicht lange. Das Monokelglas war gleich beim ersten Angriff des Chinesen klirrend auf das spitze Kopfsteinpflaster geflogen. Auch der hohe Stehumlegekragen hatte von seinem Glanz und seinem untadelhaften Europäertum arg verloren. Um den grauen Zylinder tollten ein paar Hunde. Da ergriff Sam eine sich ihm bietende Gelegenheit, Han-Futsch bei seinem langen schwarzen Zopf zu packen. Seine Augen quollen vor Rachedurst groß und weiß aus ihren schwarzen Höhlen. Dem Mongolen verzerrte die helle Wut sein gelbes Gesicht. Die Hunde knurrten und bellten um den grauen Zylinderhut. Und das Publikum johlte und lachte, wie man nur in einer ostelbischen Kleinstadt bei seltenen und kostenfreien Sensationen lachen kann.

In blinder Eifersucht hielten sich Asien und Afrika umkrallt. Mordgeruch schwebte in der Luft. Alle schlechten Rasseninstinkte waren wachgerüttelt, so daß die Juden des nahe an der russischen Grenze gelegenen Städtchens ein Pogrom zu befürchten begannen. Da stürzten sich zwei Herren durch die dicht gedrängte Menge. Der eine: hoch und breitschulterig, der andere: klein und hager. Müller und Schulze waren es: die beiden Konkurrenten. Mit erhobenen Regenschirmen stürzten sie auf die kämpfenden Erdteile zu. Redeten, fluchten, packten ihre Attraktionen beim Arm und rissen Asien und Afrika auseinander, ohne zu bemerken, daß Afrika ein Stück chinesischen Zopfes und Asien ein Büschel krauser Negerhaare in der Hand hielt. Das Publikum folgte den besänftigten Parteien noch ein Stückchen; zerstreute sich dann aber rasch. Auf dem Schauplatz des Kolonialkampfes trauerte nur noch die stark angenagte Krempe eines ehemals grauen Zylinders. Ein paar gelbe Bambusstäbe und Fetzen imitierten chinesischen Papiers deckten den Boden . . . .

Noch am selben Abend verließen die Konkurrenten mit den farbigen Dienern das Städtchen — zum großen Leidwesen der weißen Dame, die noch immer nicht ihre letzten Hoffnungen auf eine günstige Lösung der Frage aufgegeben hatte; sie soll später der Missionsgesellschaft für arme Heidenkinder beigetreten sein.

Die beiden „Wilden" sind auch in anderen Städten nicht mehr gesehen worden. In der Geschäftswelt aber erregte die erst mit großem Mißtrauen aufgenommene Kunde allgemeines Aufsehen, daß Müller und Schulze, die unversöhnlichen Konkurrenten, Frieden geschlossen und sich zusammengetan hätten, um fortan, ohne Tamtam und Reklame, die Kundschaft zu schröpfen.

Die Kompagnonschaft soll sich denn auch in Wirklichkeit recht gut eingeführt haben. Wie verlautet, werden die beiden die Rechenmaschinen demnächst an den Nagel hängen, weil augenblicklich der Vertrieb von Bestandteilen für die Herstellung lenkbarer Luftschiffe als ein gangbarer Artikel gilt.

Sam und Han-Futsch aber sollen Filialen ihrer ehemaligen Herrn in Schanghai und Sansibar betreiben.

Abend.

Die Bäume spiegeln sich im Weiher,
Ihr eignes Bild macht sie verliebt,
Wie eine Braut, die ihrem Freier,
Ein Pröbchen ihrer Schönheit gibt.

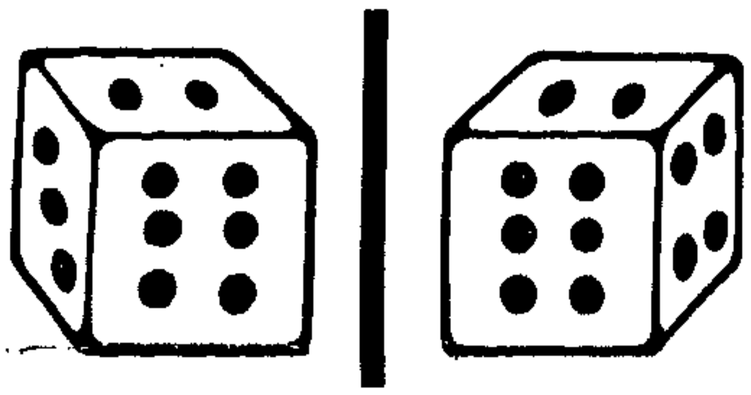
Und langsam neigen sich die Zweige
Hinab zu ihrem Ebenbild,
Eh noch des Tages letzte Neige
Den Freund im Schattenkleid verhüllt.

Der Klumpen Goldes tief im Westen,
Hat seinen letzten Glanz versprüht.
Ein Märchen von vergangnen Festen
Ist still im Dunkel aufgeblüht . . .

Leo Heller.

RÄTSEL u. SPIELE

Einfaches stereoskopisches Sehen. Wenn wir ein Bild durch ein Stereoskop betrachten, so erscheint es uns nicht, wie Bilder sonst immer nur, als eine Fläche, sondern körperlich. Die auf dem Bilde dargestellten Gegenstände, die in der Natur dem Auge des Betrachters näher stehen, erscheinen auch im Bilde näher, die mehr entfernten Gegenstände stehen auch im Bilde weiter zurück. Dies wird dadurch erreicht, daß die beiden Abbildungen desselben Gegenstandes, die auf demselben Papier in das Stereoskop gesteckt werden, einander nicht gleich sind. Das eine Bild gleicht vielmehr dem Eindruck, den unser eines Auge von dem betrachteten Gegenstand erhält, das zweite Bild dem Eindruck, die derselbe Gegenstand auf das andere Auge hervorruft. Wir betrachten diese beiden Bilder jedes mit dem entsprechenden Auge, und durch die Einrichtung des Stereoskops ist dafür gesorgt, daß nicht das für das eine Auge bestimmte Bild auch von dem anderen Auge gesehen wird. Indem also die beiden Augen dieselben Eindrücke haben, die sie bekommen würden, wenn sie den körperlichen, natürlichen Gegenstand wirklich betrachteten, entsteht in uns durch die stereoskopischen Bilder die gleiche Wirkung, wie wenn wir die Gegenstände selbst ansähen, die Bilder erscheinen körperlich. Man braucht nun aber gar kein Stereoskop, sondern man kann auch ohne ein solches von den Bildern eines Gegenstandes den Eindruck bekommen, wie wenn man den Gegenstand selbst ansieht; man muß eben Bilder betrachten, die den Gegenstand so darstellen, wie er dem einen und dem anderen Auge erscheint. Hier sind zwei Zeichnungen eines und desselben Würfels vor uns, auf dem linken Bilde sieht er so aus, wie er dem linken Auge des Beschauers erscheint, auf dem rechtsstehenden Bilde so, wie das rechte Auge ihn sieht.



Hält man nun in die Mitte zwischen beide Bilder ein Brettchen von etwa 10 Zentimeter Höhe senkrecht auf das Papier und betrachtet die Bilder so, daß man das Gesicht dicht an das Brettchen bringt, die Nase also dicht darauf hält, so wird man statt zweier Bilder einen einzigen wirklichen, d. h. körperlichen Würfel zu sehen glauben. Es kann vorkommen, daß das körperliche Bild nicht sofort erscheint, aber nach ganz wenigen Sekunden strengen Fixierens erreicht man sicher das Resultat. h. g.

Vom Schachspiel sagt Benjamin Franklin in seiner Schrift „The Morals of Chess" das folgende: „Das Schachspiel ist nicht nur nicht ein leerer Zeitvertreib, sondern es werden mehrere sehr wertvolle Eigenschaften des Geistes, die im Laufe des menschlichen Lebens von Nutzen sind, dadurch teils erworben, teils ausgebildet und für alle Erlebnisse vorbereitet. Denn das Leben ist eine Art Schach, worin wir oft Punkte zu gewinnen haben, um die Gegner und Nebenbuhler mit uns streiten, und bei dessen reicher Mannigfaltigkeit an guten und schlechten Erfolgen in gewissem Grad immer die Klugheit — oder aber deren Mangel — maßgebend bleibt. So wollen wir denn beim Schachspielen folgendes lernen: Erstens — Vorsorge, die ein wenig in die Zukunft blickt und die Folgen überlegt, die eine Handlung haben dürfte; denn fortwährend muß sich der Spieler fragen: „Wenn ich diesen Stein ziehe, was wird der Vorteil oder Nachteil meiner neuen Stellung sein? Welchen Nutzen kann mein Gegner davon ziehen, um mir zu schaden? Welche weiteren Züge bleiben mir, um diesen Zug zu unterstützen und mich gegen seine Angriffe zu verteidigen?"

Zweitens — Umsicht, die das ganze Brett als den Schauplatz der Handlung überblickt: die Verbindung der verschiedenen Steine und ihre Stellung, die Gefahren, denen sie mehrfach ausgesetzt sind, die verschiedenen Möglichkeiten gegenseitiger Unterstützung; ferner die Wahrscheinlichkeiten erwägt, ob der Gegner diesen oder jenen Zug tun, diesen oder jenen Stein angreifen werde und welcherlei Mittel anzuordnen seien, um seinen Streichen auszuweichen oder deren Folgen auf ihn selbst zurückzulenken.

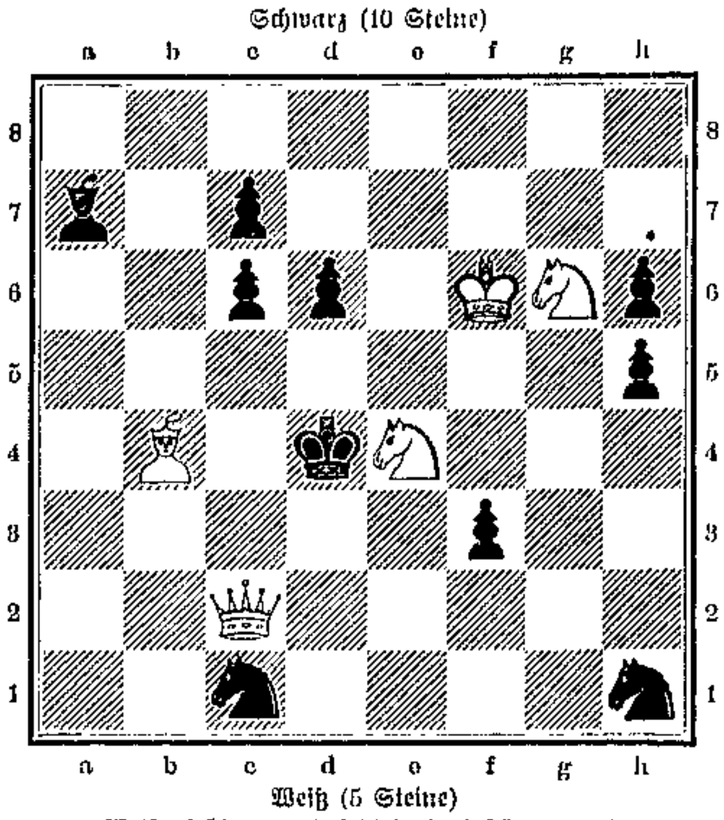
Drittens — Vorsicht, die Züge nicht zu hastig zu tun. Diese Fertigkeit erwirbt man sich am besten durch genaue Befolgung der Spielgesetze, z. B., daß der berührte Stein jedesmal irgendwohin gezogen werden, der niedergesetzte stets auf dem Feld belassen werden muß. Deshalb halte man immer am strengen Spiel fest, dadurch gewinnt die Partie mehr das Bild des menschlichen Lebens und vornehmlich des Krieges; denn der Feldherr, der unvorsichtigerweise in eine schlechte und gefährliche Stellung geriet, kann den Feind nicht zwingen, ihm das Zurückziehen und Sicherstellen der gefährdeten Truppen zu gestatten, nein, er muß alle Folgen seiner Uebereilung tragen. Endlich aber erwerben wir uns beim Schach die Fähigkeit, bei anscheinend taub sich gestaltendem Stand unserer Angelegenheit nicht mutlos zu werden, und die Fähigkeit, auf einen günstigen Wechsel des Geschicks zu hoffen und ausdauernd nach Hilfsquellen zu spähen. Das Spiel ist so voller Begebnisse, es enthält eine solche Mannigfaltigkeit von Wendungen, der Umschlag tritt oft so plötzlich ein, und so häufig wird nach reifer Erwägung ein Spieler die Mittel entdecken, sich einer schon für unüberwindlich gehaltenen Gefahr zu entziehen, daß man in der Tat ermutigt wird, den Kampf bis zum Schlusse fortzusetzen; in der Hoffnung auf Sieg durch eigenes Verdienst oder selbst durch Nachlässigkeit des Gegners."

Die Wellenbewegung des Lichtes. In ein Blatt Papier schneide man ein rechteckiges Loch von einem Zentimeter Breite und zwei Zentimeter Höhe. Dann schneide man ein Stück Pappe mit möglichst glattem Schnitt in zwei Teile, so daß an den Rändern keine Fasern und keine Ausbuchtungen bestehen; diese beiden Pappstücke schiebe man, eines von rechts, das andere von links über das durchlochte Papier, so daß sich beide Pappstücke gerade über dem ausgeschnittenen Loch beinahe berühren und zwischen ihnen sich nur ein haardünner Spalt befindet, der, der Höhe des Loches entsprechend, zwei Zentimeter Höhe besitzt. In dieser Lage klebe man die Pappstücke mit Gummi arabikum oder einem ähnlichen Klebestoff auf das Stück Papier. Ist das erledigt, also der Klebestoff fest eingetrocknet, so nehme man von einer Petroleum- oder auch von einer Gaslampe die Lampenglocke ab, so daß die Flamme durch den Glaszylinder kräftig hindurchstrahlt, und halte die zusammengeklebte Spaltscheibe vor diese Flamme und in weiterer Entfernung von der Flamme einen Bogen weißen Papiers; die Spaltscheibe wird sich also zwischen der brennenden Lampe und dem weißen Papier befinden und die Flamme durch den Spalt strahlen. Aber es wird auf dem Papierbogen nicht, wie man zunächst wohl erwartet, ein einfaches Abbild des Spaltes entstehen, sondern man wird auf ihm eine Reihe von hellen und dunklen Streifen erblicken. Die auffällige Erscheinung erklärt sich folgendermaßen: An jedem Rande des Spaltes werden Lichtstrahlen hindurchgelassen, sowohl senkrecht auf das weiße Papier fallend, als auch, seitwärts auffallend, schräge, und zwar um so schräger, je weiter von ihm entfernt sie senkrecht das Papier treffen, und da gleiche Strahlen eben von beiden Spalträndern ausgehen, werden auf sehr vielen Stellen des Papierbogens je zwei Lichtstrahlen zusammenkommen. Die Wellentheorie des Lichtes besagt nun, daß Licht dadurch entsteht, daß überall in der Welt, im sonst leeren Raum und zwischen den Poren aller Körper sich ein sehr feiner Stoff, der Aether, befindet, dessen einzelne Teilchen sich in hin- und hergehenden Schwingungen befinden; diese Aetherschwingungen empfinden wir als Licht. Solche Aetherschwingungen gehen also auch vom Lampenlicht aus und treffen, an den Spalträndern vorbeigehend, als die gerade oder schräg auffallenden Lichtstrahlen auf den Bogen Papier; auch an und in ihm befinden sich Aetherteilchen, und sie werden von der Aetherschwingung jedes auffallenden Strahls ebenfalls in Schwingung versetzt. Da aber überall zwei Strahlen auftreffen — von jedem Spaltrand einer —, so gibt es Papierstellen, an denen das Aetherteilchen in verschiedenartige Bewegungen versetzt wird: Der eine Lichtstrahl bewegt es nach der einen Richtung hin, die Aetherbewegung des zweiten Lichtstrahls kommt aber in solchem Zustand (der Physiker sagt: in solcher Phase) auf dem Papier an, daß sich dasselbe Aetherteilchen nach der entgegengesetzten Richtung zu bewegen versucht. Das nach zwei entgegengesetzten Richtungen gedrängte Aetherteilchen folgt keinem Bewegungsantrieb, es bleibt in Ruhe, hier ist also gar keine Aetherbewegung, und da wir Licht nur da wahrnehmen, wo sich der Aether bewegt, sehen wir an dieser Stelle kein Licht, sondern einen dunklen Streifen. Dicht daneben aber treffen die beiden Spaltstrahlen so auf das Papier, daß beide das dort befindliche Aetherteilchen zu gleicher Zeit nach derselben Richtung drängen, es wird also in kräftige Schwingungen geraten, wir werden dort einen hellen Streifen wahrnehmen. Auf diese Weise entstehen die abwechselnden hellen und dunklen Streifen. Ob ein heller oder ein dunkler Streifen entsteht, d. h. ob die beiden Aetherschwingungen der Spaltrandstrahlen den Aether auf dem Papier nach derselben oder nach verschiedenen Richtungen bewegen, hängt nur davon ab, wie sich die gradlinigen Entfernungen der einzelnen Papierstelle von den beiden Spalträndern zueinander verhalten: ob sie einander gleich sind oder voneinander so verschieden, daß die Aetherschwingungen beider Spaltrandstrahlen vom Spalt bis zum Papier um eine Hin- oder Herschwingung verschieden zur gleichen Zeit am Papier ankommen, d. h. ob diese beiden Strahlenstrecken um die Hälfte einer ganzen Aetherschwingung verschieden lang sind. Wir haben also an den dunklen Streifen den Fall vor uns, daß zwei Aetherschwingungen zusammen addiert, Ruhe des Aethers ergeben, oder, was ganz eigenartig erscheint, daß zwei Lichtstrahlen zusammen Dunkelheit hervorbringen. Die Physiker haben, indem sie die Entfernung zweier dunkler Streifen voneinander genau bestimmten, und ebenso die Entfernung der Streifen vom Lichtspalt berechnet, wie groß eine Aetherschwingung ist: sie beträgt nur wenige Zehntausendstel von einem Millimeter. nn.

Schachaufgabe.

(Von Kohtz und Kockelkorn; das indische Problem).

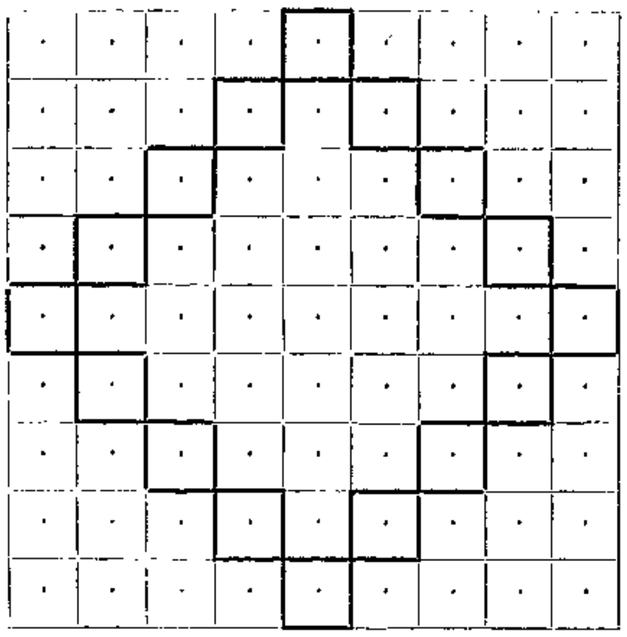
Schwarz (10 Steine)



Weiß (5 Steine)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Quadrat-Rätsel.



Es sind neun Worte, von je neun Buchstaben zu bilden, die bedeuten: 1. Schmarotzertiere, 2. Physikalisches Instrument, 3. Gebirge, 4. Oper, 5 Pflanze, 6. Organ der Leibeshöhle, 7. Neue Heilmethode, 8. Erscheinung, 9. Geisteskrankheit. Die Buchstaben der stark umrahmten Felder nennen eine politische Partei.

Auflösung des magischen Quadrat-Rätsels.

J	R	A	N
R	E	B	E
A	B	E	R
N	E	R	O

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

Nachdruck des Inhalts verboten!
Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen in Berlin (Nieder-Schönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.